

Funken unter der Asche.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.)

2. (Nachdruck verboten.)

Schwer und bedrückend lagen die grauen Nebel des Herbstmorgens über der flachen Landschaft. Schattenhaft nur hoben sich hier und da die fast entlaubten Aeste der am Wege stehenden Bäume aus der schmutzigen Dunstmasse ab, und das Herrenhaus von Ranten, das im hellen Sonnenschein für eines der vornehmsten und stattlichsten Gebäude der ganzen Gegend gelten konnte, ragte heute in dem unfreundlichen Nebelmeer mit seinen mächtigen Formen so düster und unheimlich empor, wie ein riesenhafter steinerner Sarg.

Es war schon ungewöhnlich früh lebendig geworden auf dem Wege, der von der Bahnstation zu dem Gute führte. Alles, was in dem kleinen Städtchen an Miethfuhrwerken aufzutreiben war, hatte in Bewegung gesetzt werden müssen, um die mit dem Frühzuge angekommenen Herren, deren Ziel Schloß Ranten war, an ihren Bestimmungsort zu befördern.

Aber die Gäste waren von einer ganz anderen Art, als sie sonst dieses Weges zu fahren pflegten.

Es war keine von jenen eleganten Gestalten unter ihnen, die sonst mit heiterem Geplauder und fröhlichem Lachen ihren Einzug in den Schloßhof hielten, keine blinkende Uniform und keine von den zierlichen Mädchenerscheinungen, die in dem schönen Herrenhause des lebenslustigen Besitzers von Ranten jederzeit doppelt willkommen gewesen.

Wohl entstiegen auch einige vornehm aussehende ältere Herren den gebrechlichen Wagen; aber ihre Gesichter hatten durchweg einen sehr ernsten, beinahe feierlichen Ausdruck angenommen, und bei der Mehrzahl der Ankömmlinge konnte schon ihrem Aussehen nach kein Zweifel bestehen, daß sie nicht etwa zu einer festlichen Veranstaltung eingeladen worden waren. Trotz ihrer einfachen, theilweise geradezu schäbigen Kleidung bewegten sich doch namentlich diese Letzteren auf dem fremden Boden mit der vollen Ungezwungenheit und Rücksichtslosigkeit von Leuten, welche sich in der Ausübung eines guten Rechtes wissen, und welche nicht gesonnen sind, sich von irgend Jemand Vorschriften über ihr Verhalten machen zu lassen.

Sie stampften mit ihren schmutzigen Stiefeln über die Teppiche der prächtig eingerichteten Zimmer im Erdgeschoß, deren Thüren weit geöffnet waren, und sie drängten sich unter lautem Schwatzen und Disputiren zu dem großen Festsaal im ersten Stock, zwischen dessen vier Wänden sich allem Anschein nach etwas ganz Außergewöhnliches vollziehen sollte.

Da drinnen sah es freilich auch wesentlich anders aus als sonst; bis auf einen kleinen abgegrenzten Raum, innerhalb dessen man einige Reihen von Stühlen aufgestellt hatte, glich der weite Saal vollständig einem Museum oder dem Verkaufsmagazin eines Kunsthändlers. An den Wänden hing und lehnte eine große Anzahl von Gemälden; große Kupferstichmappen lagen auf Tischen und Stühlen umher, und zwei mächtige Tafeln waren vollständig bedeckt mit Kunstgegenständen und Kostbarkeiten der mannigfachsten Art.

Die kleinen Zettel, welche an jedes dieser Objekte geheftet waren, verriethen deutlich genug den Zweck dieser befremdlichen Zusammenhäufung. Es handelte sich um eine Versteigerung der werthvollen Sammlung, und mehr als ein Anzeichen in der Physiognomie des ganzen Hauses deutete darauf hin, daß der Verkauf keinem freiwilligen Entschluß des bisherigen Besitzers entsprungen sei. Wenigstens würden sich die zweifelhaften Persönlichkeiten, welche mit dem Frühzuge gekommen waren, kaum mit einer so auffälligen Unverschämtheit benommen haben, wenn sie nicht gewußt hätten, daß der Schloßherr von Ranten ein völlig ruinirter Mann sei, und daß ihm in Wahr-



Pfarrer Johann Martin Schleyer, Erfinder des Volapük. (S. 323)

heit schon längst nicht ein Fuß breit Erde von dem Gute und nicht ein Stein des Hauses mehr zu eigen sei.

Es war allezeit ein freigebiger und lebenslustiger Mann gewesen, dieser Herr Müllenhoff, der vor etwa zwanzig Jahren das Gut und das Schloß zugleich mit einem sehr beträchtlichen Vermögen von seinem Vater ererbt hatte. Sein Haus war kaum jemals leer geworden von Gästen, und in zahllosen Nächten hatte man bis zur Dämmerung des Morgens die hell erleuchteten Fenster über die alten Baumwipfel des Parkes hinwegblinken sehen.

Und nicht von seinen märchenhaften Festlichkeiten allein hatte man sich in der Umgegend beständig zu erzählen gewußt. Es war noch viel öfter die Rede gewesen von großartigen Handlungen der Wohlthätigkeit, deren Urheber Herr Müllenhoff gewesen war.

Seine Gutsleute verehrten ihn in beinahe überschwenglicher Weise, und es war wohl mehr als ein bloßer Zufall, daß sich unter seinen besten Freunden gar Viele befanden, deren Vermögensverhältnisse von Zeit zu Zeit das Eingreifen einer hilfsbereiten Hand dringend nothwendig erscheinen ließen.

Es war also nicht gar zu sehr zu verwundern, wenn Müllenhoff bei solchen Lebensgewohnheiten im Verlauf zweier Jahrzehnte nicht nur mit seinem beträchtlichen Vermögen, sondern auch mit seinem Gute, seinem Schlosse und seiner Kunstsammlung vollständig fertig geworden war.

Namentlich seit dem Tode seiner Frau waren die drohenden Vorzeichen beginnenden Verfalls immer zahlreicher und auffälliger geworden. Müllenhoff wurde sparsamer in der Unterhaltung seiner Gäste und weniger verschwenderisch in den Aeußerungen seiner Mildthätigkeit. Diejenigen, welche darunter zu leiden hatten, fingen an, Schlechtes von ihm zu reden, und die Freunde, denen seine hilfsbereite Hand zu fehlen begann, zogen sich grollend zurück.

Damit war das Signal für den vereinten Ansturm der mißtrauisch gewordenen Gläubiger gegeben, und unter der Wucht des ersten Anpralls brach die ganze Herrlichkeit, die schon seit Langem auf thönernen Füßen gestanden, kläglich zusammen.

Und seltsam! Seitdem Clemens Müllenhoff ein ruinirter Mann, war er gleichzeitig auch ein einsamer Mann geworden. Von all' den Hunderten, die ihm unzählige Mal versichert hatten, daß er auf sie bauen könne wie auf einen Felsen, und daß sie glücklich sein würden, ihm früher oder später vergelten zu können, was er Ihnen mit lächelnder Bereitwilligkeit Gutes gethan, von all' diesen war jetzt nicht ein Einziger da, um seine Gelöbnisse zur Wahrheit zu machen.

Es wurde still, ganz still auf Schloß Ranten, und wenn die Gutsleute, denen er allezeit mehr als ein Vater gewesen war, ihren Herrn von Weitem kommen sahen, so machten sie einen weiten Bogen, um ihn nicht grüßen zu müssen.

Es war im Grunde vielleicht nicht einmal etwas so Befremdliches in alledem; aber Clemens Müllenhoff war närrisch genug, sich die Undankbarkeit der Menschen mehr zu Herzen zu nehmen, als seine Verarmung. Seine sonst so liebenswürdige und herzliche Art, die auch für den zerlumpten Bettler an der Landstraße noch ein freundlich ermunterndes Wort hatte, verkehrte sich in ein rauhes, galliges Wesen, das ihm seine, mit einem so kurzen Gedächtniß begnadete Umgebung rasch genug vollends entfremdete.

Unsäglich martervolle Tage waren es gewesen, die er während der letzten Wochen unter dem Dache seines eigenen Hauses erlebt hatte; aber er war trotzdem nicht zu dem Entschluß gekommen, diesen peinvollen, bedrückenden Verhältnissen zu entfliehen.

Wie ein Kapitän, der sein im Sturme leck gewordenes Schiff nicht verläßt, auch wenn ihm die Möglichkeit gegeben ist, das Leben zu retten, so blieb auch Clemens Müllenhoff standhaft und unbeweglich auf dem ererbten Boden und ließ die steigende Fluth an sich herankommen, deren Wogen unfehlbar früher oder später über seinem Haupte zusammenschlagen mußten.

Und nun war der Tag hereingebrochen, an welchem sein Untergang vor den Augen aller Welt in der schimpflichsten Weise offenbar werden sollte. Schmutzige Trödler durften sich mit unverschämtem Gebahren in seine Gemächer drängen, und die heisere Stimme eines Auktionators widerhallte von den Wänden seines Festsaales. Jeder Zuschlag, der da drinnen erfolgte, war ein Hammerschlag an dem Sarge von Clemens Müllenhoff's Ehre, und er war in einer Familientradition erzogen worden, nach welcher ein Leben ohne Ehre überhaupt zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Aber auch heute hatte er das Haus seiner Väter nicht verlassen. Als die Wagen mit den Kauflustigen und Neugierigen in den Schloßhof fuhren, stand er — von der herabgelassenen Gardine nach außen hin verborgen — am Fenster seines Arbeitszimmers und sah dem Eintritt der ungeladenen Gäste zu. Es mußte etwas von dem Trotz der Verzweiflung in ihm erwacht sein, von jenem Trotz, der jeden Schimpf und jede Demüthigung nun auch bis zur Neige auskosten will.

Obwohl er während der letzten Monate um ein Jahrzehnt gealtert schien, war Clemens Müllenhoff noch immer ein schöner Mann, ein Mann von vornehmer und stattlicher Erscheinung. Hoch und stolz trug er das Haupt, wie in den Tagen des Glanzes. Er hatte seinen Rücken niemals gebeugt aus schmeichlerischer Liebedienerei, und er beugte ihn auch nicht unter der eisernen Faust des Schicksals, die jetzt so schwer auf ihm lastete. Er war einer von jenen Stämmen, die eher zerbrechen, als daß sie sich biegen lassen.

Als sich auch der letzte leere Wagen mit schwerfälliger Langsamkeit wieder vom Hofe entfernt hatte, trat Müllenhoff in das Zimmer zurück. Auch hier verriethen die helleren Flecke an der Tapete und verschiedene leere Etagèren, daß Alles, was bisher den künstlerischen Schmuck des Raumes ausgemacht, zu den übrigen Herrlichkeiten in den Festsaal gewandert sei.

Das Auge des armen Mannes glitt über die kahlen Stellen hinweg, und dann erschauerte er wie unter einem Frösteln. Es war ihm, als ob die unbehaglich kühle Luft, welche heute im ganzen Hause herrschte, nicht von dem feuchten Herbstnebel herrühre, der durch alle Ritzen und Oeffnungen eindrang, sondern von den leeren Plätzen an den Wänden und auf den Konsolen, als ob Licht und Wärme für immer hinausgetragen worden wäre mit jenen Dingen, die er mehr geliebt hatte, als all' seinen anderen Besitz, mehr vielleicht, als irgend etwas auf der Welt.

„Kirchhofsluft!" murmelte er, den schwarzen Gesellschaftsrock, den er heute angelegt hatte, über der Brust zuknöpfend. Dann schlug er auf die silberne Glocke, welche noch immer seinen Schreibtisch zierte. Es verging eine Minute nach der anderen, ohne daß ein Dienstbote sichtbar geworden wäre, und während dessen stand Müllenhoff mit gekreuzten Armen da, das flammende Augen unverwandt auf die Thür geheftet.

Endlich, nach einer langen, langen Zeit regte sich's draußen auf dem Gange. Ein schwerfälliger Schritt kam langsam näher, und das verdrossene Gesicht eines Dieners tauchte in der Thüröffnung auf.

„Warum kamen Sie nicht sofort, da Sie das Glockenzeichen doch gehört haben?" fragte Müllenhoff streng. Der Diener aber glotzte ihm mit frecher Miene gerade in's Gesicht und zog statt aller anderen Antwort die Schultern in die Höhe. In dem nämlichen Augenblick aber hatte ihn Müllenhoff schon an der Brust gepackt und ihn mit eiserner Kraft in die Kniee niedergedrückt.

„Soll ich Dich lehren, Deinen Dienst zu thun, armseliger Wicht?" rief er mit zornbebender Stimme. „So lange ich Dir befehle, wirst Du mir gehorchen, und wehe Dir, wenn Du auch nur mit einem Blick oder einer Miene Deine schurkische Gesinnung an den Tag zu legen wagst!"

Er ließ den Burschen wieder fahren, und dieser richtete sich sehr blaß und erschrocken in die Höhe. Seine vorige Frechheit hatte ihn ganz und gar verlassen.

„Ist meiner Tochter die Bestellung ausgerichtet worden, welche ich ihr gestern Abend sandte?" fragte Müllenhoff.

„Jawohl, gnädiger Herr!"

„Und wie wurde sie aufgenommen?"

„Das gnädige Fräulein schien sehr verwundert und fragte wiederholt, ob dem gnädigen Herrn auch nicht etwa ein Unfall zugestoßen sei. Erst als ich sie darüber beruhigt hatte, meinte sie, sie würde den Befehl des gnädigen Herrn erfüllen und heute nicht auf das Schloß kommen."

„Es ist gut! Um welche Zeit beginnt die Versteigerung?"

So stolz und ruhig klang die Frage, als ob es sich um den Beginn eines Pferderennens gehandelt hätte, das Clemens Müllenhoff nicht versäumen wolle. Der Diener aber wurde sehr verlegen und brachte nur unter Stottern und Würgen die Antwort heraus: „In einer halben Stunde, gnädiger Herr! Es ist schon Alles dafür hergerichtet."

„Gut! Bringen Sie mir ein Glas Portwein!"

Diesmal kehrte der Diener mit einer fast erstaunlichen Schnelligkeit zurück. Als er das schön geschliffene Krystallglas mit dem blutroth funkelnden Wein vor Müllenhoff niedergesetzt hatte, wollte er sich geräuschlos entfernen, aber der Schloßherr hielt ihn zurück.

„Weißt Du noch, unter welchen Umständen ich Dich in meinen Dienst genommen habe?"

Der Bursche erröthete bis über die Stirn hinauf.

„Jawohl, gnädiger Herr!" stammelte er. „Wir waren Alle miteinander nahe daran zu verhungern."

„Du hast ein überraschend gutes Gedächtniß, mein Sohn! Und Deine alte Mutter — sie ist doch noch am Leben?"

„Sie ist gesünder als seit vielen Jahren! Mit der Unterstützung, die ihr der gnädige Herr gegeben, konnte sie sich wieder herauspflegen."

„Nun wohl, wenn Du sie wieder siehst, so richte ihr einen Gruß aus von mir und sage ihr, sie hätte Dich lieber in der Stunde Deiner Geburt ersäufen sollen wie einen jungen Hund, als daß sie Dich zu einem Menschen aufwachsen ließ, dessen Gesinnung tausendmal niedriger und erbärmlicher ist, als die eines Hundes! — Du kannst gehen!"

Mit gesenkten Augen schlich der Diener hinaus. Clemens Müllenhoff aber ging an seinen Schreibtisch, öffnete mit sicherer Hand eines der Fächer und entnahm demselben ein einfaches, winzig kleines Schächtelchen.

Als er sich dann an dem Tische niederließ, auf welchem der noch unberührte Portwein stand, lächelte er, indem er die Schachtel betrachtete.

„Der gute Freund, dem ich das verdanke,

war der Einzige von Allen, der sich damit für meine Dienste erkenntlich gezeigt hat!" sagte er laut vor sich hin. „Ich werde mein letztes Glas auf seine Gesundheit leeren."

Er zog seine Uhr aus der Tasche und legte sie neben das Glas.

„Nicht eine Minute früher, als es nothwendig ist! In einer halben Stunde also! Ich fürchte freilich, das ist unter solchen Umständen eine recht lange Zeit!"

Er lehnte sich in den Sessel zurück und schaute unbeweglich auf das einzige Bild, welches man in seinem Arbeiszimmer belassen hatte. Es war das Porträt einer schönen jungen Frau und eines blondlockigen kleinen Mädchens von drei oder vier Jahren, auf dessen zarten Schultern ein wahres Engelsköpfchen ruhte. Clemens Müllenhoff sah durchaus nicht traurig oder zerknirscht aus, während er dies Bild betrachtete. Ob er nun an eine wirkliche Wiedervereinigung jenseits des Grabes glaubte oder nicht, jedenfalls gewährte ihm die Gewißheit, daß er binnen Kurzem denselben Weg einschlagen werde, den sein geliebtes Weib vor ihm gegangen, eine eher beruhigende als schmerzliche Empfindung.

Um ihn her war es so still, daß er deutlich das leise Ticken der Taschenuhr auf dem Tische vernehmen konnte. Der Festsaal lag in dem anderen Flügel des Schlosses, und von dem, was sich dort vorbereitete, drang kein Laut bis hierher.

So konnte er fast die Sekunden zählen, die ihn von dem letzten entscheidenden Augenblick trennten.

Und als der goldene Zeiger sechsmal den kleinen Weg zurückgelegt hatte, welche eine Zahl des Zifferblattes von der anderen scheidet, da erhob sich Müllenhoff und schob seinen Sessel mit dem Fuße weit hinter sich zurück.

„Armes Kind!" murmelte er mit einem letzten Blick auf das Gemälde. „Aber ich kann Dir's nicht ersparen!"

Er schüttete den geringfügigen Inhalt des Schächtelchens in den Wein, und seine Hand zitterte nicht, während er den verhängnißvollen Trunk an seine Lippen hob. In langsamen Zügen leerte er das Glas bis zu Grunde, dann ließ er es zu Boden fallen, daß es klirrend zerbrach.

Für die Hälfte einer Sekunde noch stand er hoch und aufrecht da; dann ging ein Zittern über seine Gestalt, er schwankte, griff mit den Armen in die leere Luft, wie wenn er nach einer Stütze haschen wollte, und stürzte noch in demselben Augenblick mit schwerem, dumpfem Aufschlagen zu Boden.

Dann wurde es wieder still in dem beraubten Zimmer, und nur die goldene Uhr auf dem Tische tickte in ihrer leisen, einförmigen Weise fort. Der unermüdliche Zeiger war über den furchtbaren Moment hinweggegangen wie über jeden anderen. Das Ende eines armseligen Menschendaseins hat noch nie das Rad der Zeiten in seinem Laufe gehemmt. —

Die Versteigerung war längst in vollem Gange, und da die Händler sich in richtiger Erkenntniß ihres Vortheils zu einem Ringe zusammengeschlossen hatten, gingen die prächtigsten Stücke zu schmählich niedrigen Preisen fort. Es herrschte die vortrefflichste Stimmung unter den Käufern, und der Auktionator, der für einen witzigen Kopf galt, fand ein überaus dankbares Publikum für die mehr oder weniger geistreichen Bemerkungen, mit denen er die Ankündigung eines neuen Objekts oder das Lautwerden eines besonders geringfügigen Angebots begleitete.

Keiner achtete darauf, daß noch ein einzelner Wagen unten vor dem Schloßportal vorgefahren war, eine einfache Halbchaise, der ein mittelgroßer Mann von kräftiger und gedrungener Gestalt entstieg. Er war vielleicht sechsunddreißig oder vierzig Jahre alt und konnte seinem ganzen Aeußeren nach nicht eigentlich Anspruch darauf erheben, schön genannt zu werden. Sein rundes, blühendes Gesicht zeigte derbe und unregelmäßige Züge, und das schlichte braune Haar, wie der kurzgehaltene Vollbart machten ihn auch nicht gerade hübscher.

Aber es war ein Ausdruck wohlthuender Frische und Treuherzigkeit auf diesem Antlitz, und hinter den Gläsern seiner Brille blitzten zwei helle und freundliche Augen hervor, die mehr für den Mann einnehmen mußten, als das süßliche Lächeln auf manchem anderen zur verbindlichsten Larve zurechtgestutzten Gesicht.

Derselbe Diener, welchen Clemens Müllenhoff vorhin mit einer so wenig schmeichelhaften Bestellung entlassen, sprach unter dem Portal mit dem neuen Ankömmlinge, der ihm durchaus kein Fremder zu sein schien.

„Wollen der Herr Doktor auch etwas bei der Versteigerung kaufen?" fragte er, und als ihn Jener daraufhin höchst verwundert ansah, fügte er hinzu: „So wissen Sie vielleicht noch nicht einmal, daß heute die Kunstsammlung des gnädigen Herrn meistbietend verauktionirt wird? Sie haben Alles unter Siegel gelegt und in dem großen Speisesaal zusammengeschleppt. Heute ist nun der Verkaufstermin, und da oben wimmelt es von schmutzigem Gesindel, das sich die schönen Sachen für ein Butterbrod ergaunert. Ich sage Ihnen, Herr Doktor, es ist, daß man mit einer Hetzpeitsche dazwischen fahren möchte."

Mit ernstem, fast bestürztem Gesicht hatte ihm der Andere zugehört.

„Ist es schon so weit? Welch' eine traurige Neuigkeit! Und Fräulein Helene? Sie ist doch nicht etwa im Hause?"

„Nein, sie ist seit zwei Tagen zum Besuch bei der Pastorstochter unten im Dorfe. Und gestern mußte ich noch besonders hingehen, um zu verhindern, daß sie heute hierher käme. Aber was soll das helfen? In der ganzen Gegend pfeifen's ja schon die Spatzen von den Dächern, daß es mit dem gnädigen Herrn rein aus ist. Was ist denn damit gewonnen, wenn sie's einen Tag später in Erfahrung bringt?"

„Machen Sie keine dummen Redensarten, Friedrich!" fiel ihm der Doktor kurz in's Wort. „Wo ist Herr Müllenhoff?"

„In seinem Arbeitszimmer! Aber ich würde an Ihrer Stelle nicht hinaufgehen, Herr Doktor. Er ist in einer so schlechten Laune, daß man seines Lebens nicht sicher ist, und Kräfte hat er für Drei."

Der Doktor schob ihn statt aller anderen Erwiederung kurzweg bei Seite und stieg die Treppe hinauf.

Er bedurfte keiner Führung in diesem Hause, und er schien der Meinung zu sein, daß es heute auch keiner besonderen Anmeldung bedürfe. Er klopfte an die Thür von Müllenhoff's Arbeitszimmer, erst leise und rücksichtsvoll, dann aber energisch und nachdrücklich, und als er auch dann noch keine Antwort erhielt, trat er ohne weiteres Zaudern über die Schwelle.

Er stieß keinen Aufschrei der Ueberraschung aus, und er wich nicht voll Entsetzen zurück, als er mit einem einzigen Blick das Fürchterliche überschaute, das da geschehen war. Nur seine Lippen zuckten ein wenig, als er die Thür wieder hinter sich in's Schloß drückte, und dann an der Seite des leblosen Körpers niederkniete. Ein Griff nach dem Handgelenk, ein Horchen an der Herzgegend, damit war Alles gethan, was der Arzt hier noch zu verrichten vermochte.

„Zu spät!" sagte er leise, und dann wiederholte er seltsamer Weise, während seine Augen ebenfalls zu dem Bilde über dem Schreibtisch hinauf wanderten, fast die nämlichen Worte, mit denen Clemens Müllenhoff seinem schiffbrüchigen Dasein Lebewohl gesagt hatte: „Armes Kind! Das wenigstens hätte Dir erspart bleiben sollen!"

Aber der Doktor sah nicht aus wie Einer, der sich durch sentimentale Regungen in der Ausübung dessen, was er für seine Pflicht halten muß, behindern läßt. Er richtete sich auf und blickte aufmerksam in dem Zimmer umher.

In dem kleinen Schächtelchen auf dem Tische schien er gefunden zu haben, was er suchte. Er las die Aufschrift auf dem Deckel und betrachtete die wenigen winzigen Körnchen, die noch darin zurückgeblieben waren.

„Das also! Nun, die Neugierigen brauchen's nicht gerade zu wissen!"

Er steckte die Schachtel in die Tasche seines Rockes und schob die Scherben des Weinglases mit dem Fuße bei Seite. Dann schlug er zweimal kräftig auf die Schreibtischglocke.

„Es ist ein großes Unglück geschehen, Friedrich!" sagte er zu dem rasch erscheinenden Diener. „Herr Müllenhoff ist von einem Herzschlag getroffen worden. Helfen Sie mir, ihn auf das Sopha zu legen!"

Wie ein lebendiges Bild des Entsetzens stand der Bursche da.

„Ach, Du barmherziger Himmel!" stotterte er. „Er — er ist doch nicht — todt?"

„Ja, Herr Müllenhoff ist todt, Friedrich!" sagte der Arzt. „Aber ich hoffe, das wird Sie nicht abhalten, ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen. Vorwärts, Mann! Hier gibt's andere Dinge zu thun, als mit offenem Munde dazustehen! Rufen Sie mir die Beschließerin, denn ich sehe wohl, daß mit einem Hasenfuß Ihres Schlages doch nichts Rechtes anzufangen ist."

Der Diener verschwand noch schneller, als er gekommen war, und es währte nur wenige Minuten, bis sich Alles, was noch von Dienerschaft im Herrenhause vorhanden war, an der Unglücksstätte eingefunden hatte.

Als das Unglück über Clemens Müllenhoff hereingebrochen war, hatten sie sammt und sonders die Wohlthaten vergessen, welche er ihnen in seinen guten Tagen erwiesen; jetzt aber, wo er kalt und starr vor ihnen lag, mit einem schmerzlich bitteren Ausdruck auf den Lippen, jetzt, wo die tilgende Hand des Todes Alles ausgelöscht hatte, was er selber vielleicht gefehlt und verschuldet, jetzt rührte sich bei all' diesen kleinen Seelen das Gewissen, und wenigstens die Thränen, welche in diesen ersten Augenblicken an Müllenhoff's Leiche flossen, waren von unzweifelhafter Echtheit.

Bis in den anderen Flügel des Schlosses aber war die Kunde von dem jähen Ende des ruinirten Mannes noch nicht gedrungen, und während es in dem kleinen Arbeitszimmer krampfiges Schluchzen und herzbrechendes Weinen gab, fuhr der Auktionator in dem prunkhaften Speisesaal fort, zur Erheiterung der Anwesenden seine schlechten Scherze zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Pfarrer Joh. Martin Schleyer, Erfinder des Volapük.

(Mit Porträt auf Seite 321.)

Der vielgenannte Erfinder der Weltsprache Volapük, Pfarrer Johann Martin Schleyer, ist am 18. Juli 1831 zu Oberlanda in Baden geboren, widmete sich dem geistlichen Berufe und empfing 1856 die Priesterweihe. Er versah nun in verschiedenen kleinen Orten das Pfarramt, zuletzt in Litzelstetten auf der Insel Mainau im Bodensee. Hier ersann Pfarrer Schleyer, der sich von jeher mit Sprachstudien beschäftigt hatte, im Jahre 1879 das Volapük — eine Weltsprache, die nach Ansicht ihres Erfinders und einer über alle Erdtheile verbreiteten begeisterten Anhängerschaft alle Anforderungen erfüllt, mit größter Kürze und strengster Regelmäßigkeit die leichteste Erlernbarkeit vereinigt und auch an Ausdrucksfähigkeit nichts zu wünschen

übrig läßt. Gewiß ist das Haupthinderniß gegenseitigen Verständnisses zwischen den Völkern die Verschiedenheit der Sprache, ob sich dies Hinderniß aber durch eine künstlich erfundene „Weltsprache" beseitigen läßt und ob das Volapük wirklich lebensfähig ist, muß die Zukunft lehren. 1885 mußte Pfarrer Schleyer aus Gesundheitsrücksichten auf sein Amt verzichten und lebt seitdem in Konstanz am Bodensee in beschränkten Verhältnissen von seiner Pension, ausschließlich dem Ausbau seiner Weltsprache sich widmend.

Die New-Yorker Feuerspritzen-Dampfer.

(Mit Abbildung.)

In den meisten großen Hafenstädten hat man zur Löschung etwa ausbrechender Schiffsbrände und zum Schutze der Dockanlagen und Speicher gegen Feuersgefahr Feuerspritzen-Dampfer, welche die zu Lande anwendbaren Dampfspritzen weit übertreffen. Das Vollkommenste in dieser Hinsicht leisten die Feuerspritzen-Dampfer des Feuerdepartements von New-York, von denen wir auf unserem untenstehenden Bilde zwei in einem Brooklyner Dock in voller Thätigkeit erblicken. Sie sind ganz aus Eisen gebaut, 100 Fuß lang, mit Doppelschrauben versehen, und gehen etwa 8 Fuß tief. Die Besatzung besteht mit Einschluß der Löschmannschaft aus 14 Köpfen. Ein solcher Feuerspritzen-Dampfer ist mit eigenen Pumpmaschinen ausgerüstet und vermag das Achtfache einer Dampffeuerspritze zu leisten, indem er bei voller Kraftentwickelung mit 17 Schläuchen spritzt, von denen der größte 3½ Zoll im Durchmesser hat und mit so hohem Drucke arbeitet, daß er eine gewöhnliche Mauer einfach umwirft.

Unter den Kabylen.

Ein Abenteuer in Tunesien.

Von

E. O. Hopp.

Als blutjunger Mensch besaß ich einige unklare Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit und empfand das dringende Bedürfniß, nicht nur für ein einiges, sondern auch für ein republikanisches Deutschland „den Säbel meines Vaters" zu ziehen, den Degen nämlich, den dieser einst bei Belle-Alliance 1815 geschwungen hatte.

Der Erfolg war nicht der gleiche; denn



New-Yorker Feuerspritzen-Dampfer bei der Arbeit.

während mein Vater mit dem eisernen Kreuz geschmückt ward und später eine lebenslängliche Versorgung als Steuerbeamter in einem schlesischen Provinzialstädtchen fand, mußte der Sohn seiner Freiheitsbestrebungen halber, obwohl sie nach seiner Meinung auch auf die Beglückung des Vaterlandes hinausliefen, heimathsflüchtig werden und lange, lange Jahre sein Brod in der Fremde essen.

Ich gehörte übrigens nicht zu den Rädelsführern der Bewegung vom badischen Aufstand, dazu war ich mit meinen siebenzehn Jahren denn doch gar zu unreif und unbedeutend, aber ich war „stark kompromittirt", und man hatte mir eingeredet, ich würde sofort „zu Pulver und Blei begnadigt" werden, wenn ich mich je wieder in deutschen Landen blicken ließe.

Ich floh also nach Besançon und ließ mich dort mit mehreren Unglücksgenossen für die Fremdenlegion nach Algier anwerben. Löwen — Wüstensand — Beduinen — Ruhm und Ehre: so sah das Bild aus, welches ich mir von Algier und meinem Leben dort gemacht hatte, mit welchem sich freilich die Wirklichkeit gar nicht im Einklange befand.

Es war eine elende Existenz als Fremdenlegionär; wir wurden allen erdenklichen Strapazen und Gefahren ausgesetzt und als Kanonenfutter verwandt, dabei aber in jeder Weise gegen die Franzosen von Geburt zurückgestellt und unwürdig behandelt. Manches Muttersöhnchen hatte eine schwere Schule durchzumachen, manch Einer ergab sich dem Cognac und Absinth in heller Verzweiflung, manch' Einer fand ein einsames Grab in der Wüste.

Nach mehreren Jahren aufreibenden Dienstes lächelte mir aber das Glück — ich kam von der Fremdenlegion auf gute Manier los. Als ich nämlich im Frühjahr 1853 in Bona in Quartier lag, knüpfte ich ein Liebesverhältniß mit einer nicht unbemittelten jungen Wittwe, einer Italienerin, an, die ein Café hielt. Ich kaufte mir einen Ersatzmann, zog die Uniform aus heirathete die Frau und wurde wohlbestallter Kaffeehausinhaber.

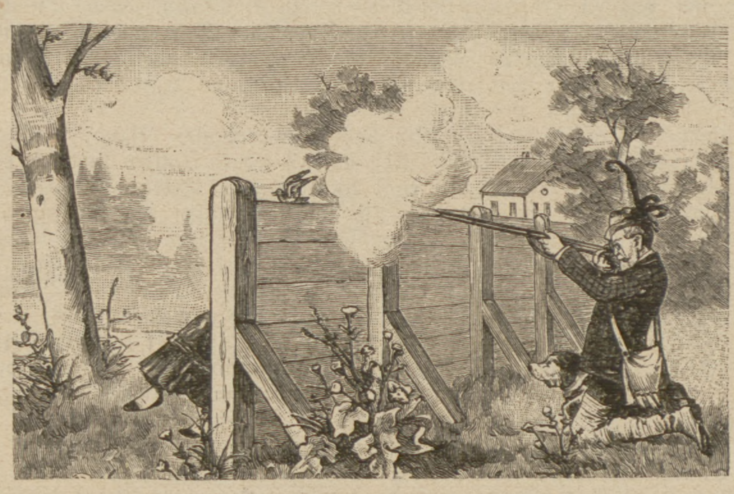
Das Geschäft behagte mir zwar nicht sonderlich, es paßte schlecht zu den Angewohnheiten, die ich aus Deutschland mitgebracht hatte, aber meine Ehe war eine friedliche und glückliche, und da ich das echt deutsche Talent, mich anzupassen und in alle Lagen des Lebens hineinzufinden, in nicht geringem Grade besaß, entbehrte ich nicht ganz der Zufriedenheit.

Nach wenigen Jahren traf mich ein schwerer Schlag; meine Frau und mein einziges Kind wurden Opfer der damals gerade grassirenden bösartigen Ruhr. So stand ich wieder allein, verkaufte mein einträgliches Geschäft und war eben im Begriff, in die alte Heimath zurück-

Humoristisches. Merkwürdiges Jagdabenteuer.

















zukehren und ein neues Leben zu beginnen, als ein unerwartet kommendes Engagement meine Pläne wieder umstieß.

Das große Londoner Handelshaus Breckenridge & Dennis hatte in der Nähe der Stadt Bona ein Kupferbergwerk angekauft und in Betrieb gesetzt. Eines Tages erschien Herr Jerrold, der Geschäftsführer des Hauses, den ich seit längerer Zeit kannte, bei mir und fragte an, ob ich unter glänzenden Bedingungen bereit sei, den jungen Herrn Dennis, einen Theilhaber der Firma, auf einer Expedition in das Innere von Tunesien zu begleiten. Jerrold hatte gerade mich als geeignete Persönlichkeit vorgeschlagen, weil er wußte, daß ich Land und Leute, die Art des Reisens und den Charakter der Bevölkerung genau kannte und auch der arabischen Sprache ziemlich kundig war. Der junge Herr Dennis, fügte er hinzu, werde in wenigen Tagen eintreffen.

Als Grund der Reise gab er Folgendes an: Vor einigen Wochen war ein feingekleideter junger Mann im Comptoir von Breckenridge & Dennis in London erschienen, hatte außergewöhnlich reiche Erzproben, die besonders viel Blei enthielten, vorgezeigt, und ein ihm gehöriges Bergwerk, das in Tunesien, fünfzehn Wegstunden von der algierischen Grenze, gelegen sei, zum Verkaufe angeboten. Das Haus war bereits in allerlei kostspieligen Unternehmungen im Auslande stark engagirt und empfand kein allzu dringendes Bedürfniß, sich in eine neue Spekulation zu stürzen, die voraussichtlich große Mittel erforderte. Breckenridge & Dennis wiesen daher das Anerbieten zurück. Der Verkäufer ließ sich indeß durch die erste abschlägige Antwort nicht abschrecken; er kam wieder und wieder. Die Urkunden, darunter auch in arabischer Sprache verfaßte, die er vorwies, und die sein Besitzrecht verbürgten, wurden eingehend geprüft und für richtig befunden, und der verlangte Kaufpreis war ein so ungewöhnlich niedriger, daß das Angebot etwas sehr Verlockendes hatte.

Nach langer Berathung beschloß daher die Firma Breckenridge & Dennis das Anerbieten in Betracht zu ziehen.

Aber so ein City-Kaufmann in London ist vorsichtig und rennt nicht blindlings in ein neues, wenn auch noch so bestechendes Unternehmen. Gerade der gar zu billige Preis hatte die erfahrenen Geschäftsleute stutzig gemacht. Im hohen Rathe der Firma ward daher beschlossen, den jungen Arthur Dennis nach Bona zur Besichtigung des dort in Betrieb genommenen Kupferwerkes zu senden, von Bona aus sollte dann Mr. Dennis nach der bezeichneten Ortschaft im Tunesischen reisen, und damit kein zu großer Zeitverlust entstände, ward der Geschäftsfaktor Herr Jerrold beauftragt, eine geeignete Persönlichkeit zu engagiren, die im Stande wäre, die Ausrüstung und Leitung der Expedition zu übernehmen.

Jerrold's Wahl war nun, wie gesagt, auf mich gefallen. Ich war gerade ohne Beschäftigung und noch in Trauer um den Verlust alles dessen, was ich geliebt hatte; die Reise in's Tunesische versprach etwas Neues, eine Anregung, die mich zerstreuen und auf andere, weniger schmerzliche Gedanken bringen konnte, außerdem wurde ein hohes Gehalt in Aussicht gestellt. Ich nahm daher das Anerbieten an und begann eilends, alle nöthigen Zurüstungen zu treffen.

Nach wenigen Tagen traf Mr. Arthur Dennis über Marseille ein. Ich fand in ihm einen verständigen, ruhigen und furchtlosen Mann von angenehmen Manieren, einen Vollblut-Engländer der besten Klasse. Er billigte meine Anordnungen durchaus und ermächtigte mich, wo es nöthig sei, das Geld nicht zu schonen, nur müsse Alles schnell gehen, da seine Vermählung bevorstehe, und er bald zurückerwartet werde.

Ich konnte seinem Wunsche leicht entsprechen; eine Zeltausrüstung, zwei gute arabische Pferde, zwei Kameele und einige Maulthiere waren bald beschafft, fünf eingeborene Arbeiter aus dem Kupferbergwerk erklärten sich gegen guten Lohn sofort bereit, mitzugehen. Dennis und ich versahen uns mit trefflichen Hinterladern und Revo'vern, außerdem aber auch mit mehreren Flaschen Cognac, den wir an Ort und Stelle mit Wasser zu mischen gedachten, den nöthigen Decken und einigen Konserven, von denen Dennis eine gute Auswahl bereits aus England mitgebracht hatte.

Der Unterlieutenant, der in dem kleinen Grenzfort befehligte, machte uns auf die Gefährlichkeit unserer Expedition aufmerksam und warnte uns vor den Kabylen, die er als habgierig, treulos und verrätherisch, tapfer und grausam, und als fanatische Muselmänner bezeichnete.

Nun, es brauchte seiner wohlgemeinten Bemerkungen nicht erst, um uns zu größter Vorsicht zu veranlassen. Ich kannte diese Bergbewohner aus eigener Erfahrung; während meines aktiven Dienstes an der Grenze war ich oft genug mit den beutelüsternen und verwegenen Gesellen zusammengetroffen, die sich wenig an die Grenzpfähle zu kehren pflegten. Oft genug hatten diese Kabylen kühne Raubzüge bis in das französische Algerien hinein unternommen und waren zu wiederholten Malen von uns gezüchtigt worden. Sogar die Grenzforts hatten sie nicht selten angegriffen; vor sechs Jahren noch waren sie unter dem Schutze der Dunkelheit in ein solches eingedrungen und konnten erst nach erbittertem Kampf zurückgeschlagen werden.

Es war also ein gewagtes Unternehmen, das uns bevorstand, das wußte ich; aber ich rechnete auf die kurze Dauer der Reise, auf unsere in jeder Beziehung treffliche Ausrüstung und ganz besonders auf unsere edlen Rosse, die an Hitze und Strapazen gewöhnt und äußerst leistungsfähig waren. Großes Gepäck, das die Habsucht dieser Räuber hätte anreizen können, führten wir auch nicht mit uns. Vielleicht war uns das Glück günstig; ich hatte die Leitung der Expedition einmal übernommen und konnte schon ehrenhalber nicht mehr zurücktreten, Dennis war zudem ein kaltblütiger, ungewöhnlich kräftiger Mann, der mit den Schußwaffen vorzüglich umzugehen wußte, und unsere eingeborenen Diener waren so zuverlässig, als man sie überhaupt finden konnte.

Unbelästigt marschirten wir zwei Nächte in das meistens baumlose und öde Land hinein, wir bekamen kaum einen Araber zu Gesicht. Am dritten Tage befanden wir uns in den Bergen und unweit des Ortes unserer Bestimmung.

Es war ein trostlos, elendes Dorf, in dessen nächster Nähe das Bergwerk liegen sollte. Die verwilderte und verwahrloste, schmutzige und zerlumpte Bevölkerung hatte sich aus Trägheit oder Unfähigkeit nicht einmal die Mühe gegeben, eigene Wohnstätten zu errichten, sie vegetirte in einem Haufen uralter Ruinen, die römischen Ursprungs sein mochten. Einige verkrüppelte Palmen trugen kaum dazu bei, die Landschaft anziehender zu machen: nackte, wild durcheinander gewürfelte Felsmassen, durch die sich enge Saumpfade schlängelten. Eine Quelle war vorhanden, aber auch diese paßte zu dem Charakter der Gegend durch einen so unangenehm mineralischen Beigeschmack, daß unsere Thiere nur mit Mühe bewogen werden konnten, ihren Durst daraus zu löschen.

Fürchterlich brannte die heiße Sommersonne auf das schwärzliche Gestein. Die Bewohner schienen gänzlich gleichgiltig zu sein, auf unsere Fragen gaben sie keine oder nur widerwillige Antworten. Lebensmittel waren bei ihnen nicht aufzutreiben, sei es, daß sie nichts hergeben wollten oder selber nichts besaßen. Dennis behauptete, er habe nie in seinem Leben ein verhungerteres und wilder dreinblickendes Gesindel gesehen.

Da mir die ganze Gegend nicht geheuer vorkam, und die Bevölkerung einen so wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machte, traf ich besondere Vorsichtsmaßregeln. Etwa tausend Schritte vom Dorf entfernt erhob sich eine zerklüftete, steile Felsmasse. Im schattigen Schutz derselben verbarg ich unsere beiden Rosse so, daß sie nicht sobald entdeckt werden konnten; wir versahen sie mit reichlichem Futter und schlugen dann unser Lager einige hundert Schritte weiter vor und mehr im Angesicht des Dorfes auf.

In der kurzen Zeit der Dämmerung, auf die in Nordafrika schnell, fast ohne Uebergang, die dunkle Nacht zu folgen pflegt, unternahm ich mit meinem Reisegenossen einen Spaziergang in die nächste Umgebung, sowohl um uns über die Gegend, die Wege und Stege und die Lage des Bergwerkes zu orientiren, als auch um festzustellen, ob irgend eine Gefahr drohe.

Wo das Bergwerk sich befand, erfuhren wir bald; überall waren Spuren sichtbar, daß hier einst ein rationeller Betrieb stattgefunden hatte. Zu unserer Rechten zog sich ein für tunesische Verhältnisse ungewöhnlich wohlerhaltener Pfad durch das lavaähnliche Geklüft; ein trotzig blickender, halberwachsener Bursche, den Dennis ganz wider meinen Rath durch ein Geldstück zu einer Antwort bewogen hatte, zeigte den Weg hinauf, als wir nach dem Bergwerk fragten, und murmelte auf die Frage: wie weit? etwas von einer halben Stunde.

Weit fraglicher war es, ob wir uns in Sicherheit befänden. Ungefähr zwei Flintenschüsse von den Dorftrümmern entfernt gewahrte ich, in einer Bodensenkung halb versteckt, einen Haufen menschlicher Gestalten. Gegen hundert Männer saßen dort, wie ich bald entdeckte, die langen Flinten in den Händen, schweigsam in einem Halbkreise; ihre weißen Burnusse leuchteten durch das mit jeder Minute zunehmende Dunkel.

Unbemerkt war unser Lager also nicht geblieben; sie beobachteten uns, wenn sie sich auch den Anschein gaben, als kümmerten sie sich nicht um unser Treiben.

Die Anwesenheit so vieler Bewaffneter deutete in keinem Falle auf etwas Gutes. Aeußerste Wachsamkeit war während der Nachtzeit, ganz besonders aber in den frühen Morgenstunden, jedenfalls geboten, da, wie ich wußte, Ueberfälle gewöhnlich beim Grauen des Tages ausgeführt zu werden pflegten.

Wir zogen uns in unser Zelt zurück, prüften unsere Waffen, stellten Vorposten aus und nahmen in etwas ernster und gedrückter Stimmung unsere Abendmahlzeit ein.

Wir hatten dieselbe kaum beendet, als ein sonderbarer Besuch uns beehrte. Unsere eingeborenen Diener saßen an ihrem Lagerfeuer, als plötzlich eine menschliche Gestalt aus dem umgebenden Dunkel auf sie zuschritt. Es war ein weißbärtiger alter Derwisch, einer jener zuweilen halb wahnsinnigen Propheten, die bei allen Arabern, selbst den zügellosesten, wildesten und verkommensten, im Geruch der Heiligkeit stehen. Theatralisch genug sah der alte Herr aus; ungekämmtes weißes Haar, eine wahre Löwenmähne, umwallte sein Haupt, seine Bekleidung war höchst primitiv und mangelhaft. Ein zerrissener alter Schurz, Ueberbleibsel eines europäischen Kleidungsstückes, das er irgendwo gefunden haben mochte, umgürtete seine Lenden; ein fadenscheiniger weißer Bur-

nus flatterte um seine Schultern, in der Hand trug er einen dicken, knorrigen Stock.

Er würdigte uns keines Wortes, drang ohne Weiteres in unser Zelt ein, kauerte sich auf einer Decke nieder und begann die Ueberreste unserer Abendmahlzeit gierig zu verschlingen. Dennis hatte nicht übel Lust, den Besuch ohne weitere Förmlichkeiten in's Freie zu befördern, ich hielt ihn jedoch zurück und flüsterte ihm zu, er möge den Alten gewähren lassen, ja, ich holte noch mehr Eßwaaren herbei, um den Hunger des Derwisches zu stillen und ihn bei guter Laune zu erhalten.

Mir war nämlich wohlbekannt, mit welcher abergläubischen, fast unglaublich scheinenden Verehrung die wilden Kinder der Wüste, denen sonst so herzlich wenig heilig erscheint, gerade an diesen Asketen hängen, die durch Selbstkasteien, Hungern und Dürsten, Selbstverstümmelung und Verspeisen von Taranteln und Spinnen die ewigen Freuden des Paradieses sich zu verschaffen bestrebt sind. Selbst der roheste Kabyle, das wußte ich, hielt es für eine große Gunst, nur den Mantel des Heiligen küssen zu dürfen oder von ihm geprügelt zu werden. Was der Derwisch berührt, ist „tabu", unverletzlich und geweiht, was er spricht, ist eine Weissagung und ein Segen, was er thut, ist wohlgethan.

Der Alte räumte unter unseren Eßwaaren gründlich auf, grunzte wohlgefällig, kugelte sich auf der Decke zusammen und schlief nach der überreichlichen Mahlzeit bald laut schnarchend ein.

Wir folgten seinem Beispiele und begaben uns zur Ruhe. Die Nacht verlief ungestört, als wir aber beim ersten Morgengrauen erwachten, war unser Gast bereits verschwunden, auch unsere Diener hatten nichts mehr von ihm gesehen.

Kalt und neblig brach der Tag an; die öde Starrheit, das unheimliche Schweigen, die todte Stille dieser tunesischen Berge hat bei dem fast gänzlichen Mangel einer Vegetation etwas Beängstigendes. Keine Wüstenlerche begrüßte das Aufleuchten des Frühroths, kein Hahn krähte im Dorfe, kein Hund bellte, nur ein Aasgeier schwebte lautlos über den Höhen.

Wir standen gerüstet und zur Abwehr bereit, aber kein Kabyle ließ sich blicken. Dennis fing schon an, meiner Besorgniß zu spotten; doch ich fühlte deutlich, daß ein Unheil im Anzuge war.

Wie unsere arabischen Diener versicherten, hatten die Dorfbewohner sich auch ihnen gegenüber ablehnend und kühl verhalten, jeden Umgang und jedes Gespräch vermieden. Das war nach meiner Erfahrung ein untrügliches Zeichen, eine stille Kriegserklärung.

Wir beschlossen, sofort nach eingenommenem Frühstück einen kurzen Gang nach dem verlassenen Bergwerk zu unternehmen, dann aber mit möglichster Eile zu verschwinden. Vielleicht konnten uns unsere guten Renner aus allen Ungelegenheiten rasch entführen.

Eigentlich war es unnöthig, das Bergwerk überhaupt, wenn auch nur in oberflächlichster Weise, zu untersuchen; denn der praktische Engländer sah gleich mir auf den ersten Blick, daß sich in dieser Gegend ein Versuch nicht lohnte, so lange die Haltung der Bevölkerung nichts Besseres verhieß. Auch war der Verkehr mit der civilisirten Welt zu schwierig. Eine fahrbare Straße in dieser Gebirgswüstenei herzustellen, das mußte Unsummen verschlingen, die Abfuhr des Erzes, etwa nach Algerien, war entschieden zu kostspielig, und der junge Dennis wußte jetzt ganz genau, warum der Fremde dem Hause Breckenridge & Dennis in London das Bergwerk so billig angeboten hatte.

Mit den Kabylen ein Einvernehmen herzustellen, erschien mir, so sagte ich auch meinem Reisegenossen, ein ebenso vergebliches Unternehmen, wie einen Mohren weißwaschen zu wollen. Trotzdem, um einer Art Ehrenpflicht gegen uns selber und gegen die Firma, in deren Auftrag wir die Reise unternommen hatten, zu erfüllen, wanderten wir den steilen Pfad die Berge hinauf. Während unserer Besichtigung sollten die Diener das Zelt abbrechen, und Alles zum sofortigen Aufbruch bereit halten.

Der Weg wurde bald schlechter, hörte plötzlich ganz auf, und das Vorwärtsdringen über die zackigen Klippen und das theilweis lose Felsgeröll war recht schwierig und ermüdend. Doch endlich waren wir auf der Höhe angelangt, vor uns lag das Bergwerk, das in der That, wie uns selbst die flüchtigste Prüfung erkennen ließ, so reich an Erzen war, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, weiter einzudringen. Es war wirklich zu bedauern, daß diese Reichthümer hier nutzlos liegen bleiben mußten, doch unter den obwaltenden Verhältnissen war da nichts zu machen.

Ich mahnte zur Umkehr, und bald standen wir wieder am Ausgange des Bergwerks, wo sich uns der Blick in die Ebene bot.

Ein schrecklicher Anblick harrte unser, ein Anblick, der das Blut in unseren Adern fast erstarren machte. Die Kabylen hatten uns augenscheinlich fortgesetzt beobachtet und den geeigneten Augenblick gewählt. Aus der Bodensenkung, die sich hinter dem Dorfe befand, kamen sie in hellen Haufen angestürmt. Nach wenigen Minuten hatten sie unser Lager erreicht, unsere Diener wurden im ersten Anlaufe niedergemacht oder fortgeschleppt, die Maulthiere und Kameele als gute Beute weggetrieben.

Der gellende Siegesjubel der halbnackten Unholde tönte weithin durch die stille Wildniß. Die sämmtlichen Bewohner des Dorfes, selbst die Kinder, betheiligten sich am Ueberfall, wir sahen, wie die Kinder und Weiber unser Zelt in Stücke rissen und mit den Fetzen davoneilten.

Jede Möglichkeit zur Flucht schien uns genommen, der Weg zu den Rossen, die uns allein noch retten konnten, war abgeschnitten.

Bald wandten sich unsere Feinde auch dem Felshügel zu, auf dem wir standen, und sandten uns ihre scharf pfeifenden Morgengrüße aus den langen Flinten. Ein größeres Felsstück gab uns indeß augenblickliche Deckung, wir drückten uns stumm die Hände und beschlossen unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Den vordersten der Anstürmenden schoß Dennis mitten durch den Kopf, den nächsten traf ich in die Brust, daß er gleichfalls todt hinsank. Ein dritter und vierter Schuß verwundete noch zwei Kabylen, das verschaffte uns Luft und gewährte eine Pause. Die Räuber zogen sich außerhalb Schußweite zurück und machten vor dem Aufgang zu dem Felsenpfade Halt.

Gebessert wurde unsere Lage durch diesen Erfolg freilich nicht. Die Kabylen machten keinen weiteren Versuch, den Weg zu erstürmen, friedfertiger mochten sie indeß durch ihren Verlust nicht gestimmt sein. Sie überließen uns der Wirkung der Sonne, die von Stunde zu Stunde schrecklicher wurde; das Gestein glühte unter ihrem Strahl, und nirgends war ein schattiger Zufluchtsort zu entdecken. Bald begann uns ein entsetzlicher Durst zu quälen, wir hatten nur eine kleine, mit Cognac gefüllte Feldflasche bei uns, deren Inhalt wir, so lange es ging, schonen mußten.

So verging eine lange und bange Zeit, unsere Lage ward immer hoffnungsloser. Wir überlegten schon, ob wir Unterhandlungen anknüpfen und ein hohes Lösegeld bieten sollten; aber es war bereits Blut vergossen worden, und so habgierig der Kabyle auch ist, die Rache geht diesem leidenschaftlichen Volk über Alles.

„So wollen wir wie Männer sterben," sagte der junge Londoner Kaufmann finster und entschlossen, „lebend möchte ich nicht in die Hände dieser Hyänen fallen."

Ein Geräusch in unserem Rücken störte uns auf, wir griffen zu den Flinten. Doch wir ließen sie wieder sinken, denn es war der tolle Alte, der Derwisch, unser Gast vom verflossenen Abend, der plötzlich auftauchte. Im hellen Licht des Tages erschien der wunderliche alte Heilige womöglich noch grotesker mit seinen Kleiderfetzen, seinem struppigen wilden Bart und den buschigen Augenbrauen.

Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke. Ich rief Dennis zu, er solle mir die Feldflasche reichen, der sorgfältig gesparte letzte Trunk könne uns vielleicht retten.

Ich bot die Flasche dem Derwisch und dieser schlürfte ihren Inhalt mit sichtlichem Behagen und stieß gurgelnd ein Wort hervor, das ich mir „mehr!" deutete.

Ich schrie ihm auf arabisch zu, er könnte mehr, weit mehr bekommen, wenn er mit uns den Berg hinabsteigen und uns eine Strecke weit begleiten wollte.

Der Derwisch nickte zustimmend, und nun veranlaßte ich ihn, seinen linken Arm um mich, seinen rechten um Dennis zu schlingen. So schleppten wir ihn mit uns fort und hielten ihn fest gepackt; es war der letzte, der einzige Rettungsversuch, der uns blieb. Ich baute auf die abergläubische Furcht der Kabylen vor einem solchen Manne. So lange wir den Derwisch umfaßt hielten, mochten wir vor jedem Angriff sicher sein, wir waren „tabu", unverletzlich, die Berührung des frommen Mannes hielt jeden Angriff von uns fern.

Die List gelang. Es war ein Marsch auf Tod und Leben, den wir mitten durch die Kabylen antraten. Wohl blickten sie wie verblüfft, mit haßfunkelnden, wuthverzerrten Gesichtern auf uns, während wir ihre Reihen durchschritten, doch keine Flinte ward gegen uns gerichtet, kein Arm hob sich, um uns aufzuhalten.

Vorwärts! Vorwärts! Hinter dem Felsen standen unsere Rosse, erreichten wir sie, so waren wir gerettet.

Der Alte wehrte und sträubte sich, je weiter es ging, aber wir ließen nicht von ihm ab, er mußte mit uns kommen, wir hielten ihn mit der Kraft der Verzweiflung umklammert, unser Retter war zugleich unser Gefangener geworden.

Endlich, als unsere Kraft fast zu versagen drohte, hatten wir die schützende Felswand erreicht. Wir ließen den alten Heiligen, der gänzlich erschöpft war, frei und bestiegen in fieberhafter Hast unsere Rosse, welche die Kabylen glücklicherweise noch nicht erspäht hatten, und dann ging es in schnellstem Galop davon.

Das mit zahlreichen Steintrümmern übersäete Plateau entzog uns den Blicken der Feinde. Wir wandten uns links der Ebene zu. Die Bergbewohner, das wußte ich, waren nicht im Besitz von Pferden, höchsten hätten sie die uns abgenommenen Maulthiere und Kameele zur Verfolgung verwenden können, aber mit wenigen Reitern wären wir in dem Terrain ohne Zweifel fertig geworden.

Total erschöpft und halb verhungert, mit abgetriebenen Pferden, erreichten wir am Abend den französischen Militärposten an der algerischen Grenze. Der junge Dennis erwies sich dankbar und vergaß mir die Rettung aus großer Gefahr nie, er nahm mich mit nach Lon-

don, und ich stehe heute noch im Dienste der Firma Breckenridge & Dennis.

Vielen Spaß machte es mir, als wenige Tage nach unserer Ankunft der feingekleidete Herr mit seinen Erzproben, der Londoner Agent eines Marseiller Hauses, wieder auf dem Comptoir von Breckenridge & Dennis erschien. Er kam viel schneller hinaus, als herein.

Oft haben wir in späteren Jahren in dankbarer Erinnerung an unseren „Alten vom Berge", den Derwisch, gedacht, der uns, wenn auch unfreiwillig, zum Retter ward aus den Händen der Kabylen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eifersucht. — Die Frau des Marquis v. Astorga, Oberhofmeisters des Königs Karl II. von Spanien, war außerordentlich eifersüchtig, so auch, und zwar ohne jeden Grund, auf ein junges Edelfräulein, ein sehr anmuthiges, allgemein beliebtes Mädchen. Sie gerieth eines Tages, als ihr Gatte sich wieder längere Zeit mit der jungen Dame unterhalten hatte, derartig in Wuth, daß sie noch an demselben Abend mit Hilfe ihrer Diener das unglückliche Mädchen überfiel und abschlachtete. Sie schnitt demselben den Kopf ab und das Herz aus dem Leibe. Das Herz, als Ragout zubereitet, ließ die Furie auftischen und ihren Gemahl davon speisen. „Wie hat Euch das Ragout geschmeckt?" fragte sie den ahnungslosen Marquis, und als dieser das Gericht lobte, erwiederte sie: „Das glaube ich gern, es ist Feinsliebchens Herz!" Damit zog sie unter ihrer Robe den blutigen Kopf hervor, um ihn auf die Tafel, an der noch viele Freunde des Hauses saßen, zu werfen. Der Marquis fiel sofort leblos von seinem Stuhle, das furchtbare Weib aber wurde wahnsinnig. [v. d. S.]

Unerwartete Wirkung. — Ein bekannter Schriftsteller hatte eine scharf verurtheilende Broschüre gegen das Lottospiel geschrieben. Die Presse spendete ihm Beifall und sagte voraus, das Buch werde sicherlich eine vorzügliche Wirkung ausüben. Die Wirkung blieb in der That nicht aus, denn kurze Zeit nach der Herausgabe erhielt der Verfasser folgenden Brief: „Hochgeehrter Herr! Mit tiefgefühltem Dank für Ihre von mir gelesene Schrift gegen das Lottospiel ergreife ich die Feder, um mich bei Ihnen für die ausgezeichnete Wirkung Ihres Buches zu bedanken. Ihre Schrift zählt 83 Seiten, 44 Blätter, und erschien am 27. März. Ich besetzte die Nummern 88, 44, 27 bei der letzten Ziehung und gewann 600 Gulden. Wenn doch alle Schriftsteller stets so nützliche Bücher schreiben möchten!" [St.]

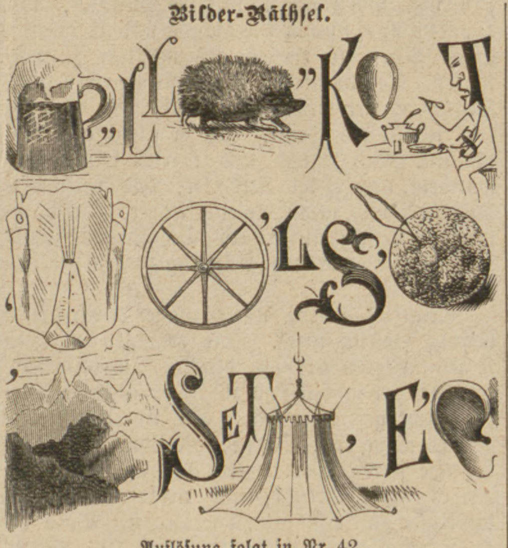
Das Stadttheater in Halle.

Das Stadttheater in Halle.

(Mit Abbildung.)

Das nach den Plänen und unter der Oberleitung des Berliner Architekten Seeling ausgeführte Stadttheater in Halle an der Saale erhebt sich an der Promenade in der Nähe des Petrikapellen-Friedhofes und ist, wie unsere Abbildung zeigt, ein schönes, in maßvollen Formen der Spätrenaissance gehaltenes und durch reichen bildnerischen Schmuck geziertes Gebäude. Um Feuersgefahr möglichst fernzuhalten, ist als fast ausschließliches Baumaterial Stein und Eisen, selbst zu Fußböden und Decken benutzt. Zuschauer- und Bühnenraum sind durch eine feste Brandmauer getrennt, während ein leicht beweglicher eiserner Vorhang die Prosceniumsöffnung fest abschließen kann. Auch die Bühneneinrichtung ist ganz aus Eisen hergestellt, und die Bewegungen der Maschinerie werden durch hydraulische Apparate bewirkt. Die Beleuchtung ist ausschließlich elektrisch. Der sehr reich dekorirte Zuschauerraum enthält 1141 Sitzplätze und 91 Stehplätze.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 40:
Ein wackrer Sohn ist der Stolz und die Freude seiner Eltern.

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

Durch Umstellung der Buchstaben aus je zwei folgenden Wörtern ist immer ein neues zu bilden und zwar aus:

1) Uhr und Laterne ein Unterrichtsgegenstand; 2) Este und Frost ein christliches Fest; 3) Rath und Pegel eine nützliche Erfindung unseres Jahrhunderts; 4) Nil und Hebron eine Stadt in Württemberg; 5) Basel und Main eine Gartenblume; 6) Hund und Birne eine von Napoleon I. geschaffene Vereinigung deutscher Staaten; 7) Blei und Saal eine spanische Königin; 8) Reni und Tisch ebenfalls eine spanische Königin; 9) Geibel und Herd eine Stadt in Baden; 10) Vater und Sem eine ungarische Festung; 11) Tunis und Ehe eine Giftpflanze; 12) Uri und Dienst eine Quelle des Wohlstandes für Einzelne und ganze Länder; 13) Sachse und Engel ein sagenhaftes Meerungeheuer; 14) Binse und Nahe ein Verkehrsmittel; 15) Leander und Neid ein europäisches Königreich.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ein deutsches Sprichwort. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösungen von Nr. 41: der Charade: Landwehrmann; des Logogriphs: Mutter — Futter — Kutter — Butter.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.